

Die Welt – 07.02.2014

Die Berlinale hat ihren ersten großen kleinen Helden

Mit seinem Räubergesicht ist er von Anfang an ein Charakter: Ivo Pietzcker begeistert in "Jack". Im Wettbewerbsbeitrag von Edward Berger spielt er einen Zehnjährigen, der seine Mutter in Berlin sucht. Von Cosima Lutz



Foto: © Jens Harant Wenn die Familie verschwindet, wird "Jack" (Ivo Pietzcker) zum großen Berliner Vagabunden: Edward Berger ist mit seinem Wettbewerbsbeitrag ein Film ohne Kitsch und Sozialromantik gelungen

Was fühlt denn ein Mensch, und was soll er antworten, wenn er gerade durch die Hölle gegangen ist und dann von einem Nahestehenden die nette Smalltalk-Frage gestellt bekommt: Und, was hast du so gemacht in letzter Zeit?

Mit dem deutschen Wettbewerbsbeitrag "Jack" haben der Regisseur Edward Berger und seine Co-Autorin Nele Mueller-Stöfen einen Film über genau diese Art namenloser Einsamkeits-Pein gedreht. Die Hauptfigur: ein zehnjähriger Berliner Junge, der ein Wochenende lang zusammen mit seinem kleinen Bruder Manuel (Georg Arms) zum Vagabunden wider Willen wird, zu einer Charlie-Chaplin- oder besser Charles-Dickens-Figur 2.0, allerdings ohne jede Komik und Milieuromantik.

Selten gewordene Filmfrage: "Gibt's hier Telefon?"

Die Mutter der Geschwister, Sanne (flatterhaft kraftvoll: Luise Heyer), ist ihren Kindern zwar herzlich zugewandt, jedoch ist sie auch selten zu Hause, mal wegen der Arbeit, mal wegen einer neuen Liebe, und eines Tages ist sie verschwunden. Schon hier schafft es der Film, dass man sich, als Erwachsener, unwillkürlich fragt, was man selbst in dieser Situation tun würde. Jack macht sich mit Manuel also auf die Suche nach der Mutter; in die Wohnung können sie nicht, der Schlüssel ist weg, und mangels Handy darf Jack ständig die im Kino inzwischen ausgestorbene Frage stellen: "Gibt es hier ein Telefon?"

Nie wird geklagt, alle Energie und Konzentration werden darauf verwendet, einen Platz zum Schlafen, ein wenig Nahrung, ein bisschen Wasser zu finden und die Gegner – das Jugendamt – nicht auf sich oder die verschollene Mutter aufmerksam zu machen – und um eine alte Schuld zu begleichen, für die Jack nichts kann. Schuld wird hier ohnehin weder aufgeklärt noch zugewiesen; sie treibt an.

Ivo Pietzcker, die erste große Darsteller-Entdeckung dieses Festivals, trägt den Film buchstäblich im Alleingang. Mit seinem altmodisch ernsten Räubergesicht ist er von Anfang an ein Charakter, wenn nicht sogar ein junger Franz Biberkopf, dem aber im Gegensatz zu Döblins Knastbruder viel Gutes zuzutrauen und zu wünschen ist: Sein Gang hinein in die schäbigen Nischen, glitzernden Shops und tristen Leerräume der Stadt ist entschlossen, sein Handeln wohlüberlegt und schnell. Liebevoll kümmert er sich um seinen Bruder. Er lernt, nicht zu viel von sich preiszugeben, man hört oft nur seinen rasenden Atem, wenn er in hektik Dinge regeln muss, oder ein leises Seufzen, wenn er erleichtert einschläft.

Ein Film jenseits des Klischees

Auch wenn sich in der zweiten Hälfte manche Bilder zu oft wiederholen (etwa, wenn der Ältere immer wieder seinen Bruder aufwecken muss), halten die langen, auf Augenhöhe gedrehten Plansequenzen die gespannte Unruhe des Films bis zum Ende, und trotz einzelner emotionalisierender Musikakzente driftet "Jack" nie in Pathos ab, obwohl das Wachrüttel-Thema "verwaahlte Plattenbau-Kinder" ja förmlich danach schreit.

Fast unbekümmert zwischen der Strenge der "Berliner Schule" und dem nicht weniger artifiziellen Kitchen-Sink-Realismus, umgeht "Jack" nahezu jede Klischee- und Kunstgewerbegefahr.

Und so wird dieser Junge nicht bloß zum "Fall", der "betroffen" macht und der sich als Repräsentant der sozial Abgehängten auf Distanz halten ließe; nichts Jugend-, Schichten- oder Generationsspezifisches ist es, das "Jack" zum großen Erwachsenen-Kino macht: Inmitten eines gleichgültigen Berlins geht hier einer ganz leise den Weg eines klassischen Western-, Horror- oder Stasi-Drama-Helden, kämpft gegen sichtbare und unsichtbare Mächte und trifft am Ende eine weise, eine harte, eine einsame Entscheidung.